



Leseprobe

Chris Landow

Parceval - Auf der Flucht Thriller

»Landow hat eine Figur erschaffen, die Kultpotenzial besitzt.« *Die Presse am Sonntag*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 20. Januar 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Täter sind seine Opfer. Sein Name ist Parceval.

Ralf Parceval hat fünfzehn Menschenleben auf dem Gewissen. Nach deutscher Rechtsauffassung ist er ein Mörder. Nach seiner eigenen Rechtsauffassung ist er ein Versager. Denn er hat die falschen Männer erwischt.

Bundesweit wird nach Parceval gefahndet. Der ist nach seinem Ausbruch aus dem Knast in Mannheim untergetaucht, wo er einen Informanten treffen will. Während Parceval auf den Kontaktmann wartet, wird er Zeuge eines blutigen Überfalls auf einen Hochzeitskonvoi. Parceval versucht, unschuldige Passanten zu retten – und zieht damit unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich. In Mannheim tobt ein brutaler Krieg zweier Unterweltbanden, und Parceval gerät zwischen die Fronten ...

Alle Bände der Reihe:

PARCEVAL – Seine Jagd beginnt

PARCEVAL – Auf der Flucht

PARCEVAL – Spiel mit dem Feuer

Autor

Chris Landow

Chris Landow ist das Pseudonym eines erfolgreichen deutschen Bestsellerautors, dessen Romane sich über eine Million Mal verkauft haben und in ein Dutzend Sprachen übersetzt wurden. Mit »Parceval« legt er die actiongeladene Thrillerreihe um Ex-Bundespolizist Ralf Parceval vor.

CHRIS LANDOW

PARCEVAL

Auf der Flucht

Autor

Chris Landow ist das Pseudonym eines erfolgreichen deutschen Bestsellerautors, dessen Romane sich über eine Million Mal verkauft haben und in ein Dutzend Sprachen übersetzt wurden. Mit »Parceval« legt er die actiongeladene Thrillerreihe um Ex-Bundespolicist Ralf Parceval vor.

Von Chris Landow bereits erschienen
Parceval – Seine Jagd beginnt

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

CHRIS LANDOW

PARCEVAL

AUF DER FLUCHT

THRILLER

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Für C. und Sternennächte, egal wo.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2020

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung und -motiv:

© Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Malivan_Iuliia/
Shutterstock.com und dima_gerasimov/photocase.de

WR · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0590-6

www.blanvalet.de

1

Das Massaker begann keine zehn Minuten, nachdem Parceval seinen Kaffee bestellt hatte.

Zu diesem Zeitpunkt überlegte er gerade, ob er sich einen zweiten gönnen sollte. Er war unschlüssig, weil das Gebräu wirklich gut war. Aber es hatte schon ziemlich lange gedauert, bis man ihm den Kaffee endlich an seinen Platz gebracht hatte, und Parceval war niemand, der gerne lange am selben Platz ausharrte.

Doch da waren noch die drei Soldaten auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig. Dort war gleich nach seiner Ankunft ein schwarzer SUV vorgefahren, ein bulliger Toyota Land Cruiser, und hatte auf dem Bürgersteig gehalten. Der SUV trug das deutsche Militärkennzeichen, ein Y, das der Bundeswehr vorbehalten war, gefolgt von einer sechsstelligen Zahlenfolge. Links vor dem Y prangte die deutsche Flagge. Das Kennzeichen war schief montiert und passte nicht in die dafür vorgesehene Aussparung im Stoßfänger des Toyota. Dass die Bundeswehr ein derartiges Fahrzeug geleast hatte, empfand Parceval als ungewöhnlich. Die drei Soldaten, die ausgestiegen waren, mussten zu einer besonderen Einheit gehören.

Der Kellner hatte in einer zeitraubenden Prozedur die Bestellung in sein mobiles Orderterminal eingegeben. Er hämmerte mit seiner Stiftspitze auf die Oberfläche ein, als wollte er die Bestellung für die Ewigkeit ins Glas gravieren. Bis er Parcevals Tisch wieder verließ, war eine ganze Minute vergangen.

Die Soldaten gegenüber bestanden aus einer Frau und zwei Männern. Parceval konnte über die Straße an den Rangabzeichen erkennen, dass es sich um zwei Stabsunteroffiziere – die Männer – und einen Hauptfeldwebel handelte. Die Frau war damit ihre Vorgesetzte. Sie hatten sich gereckt und gestreckt und waren dann an den geöffneten Wagentüren stehen geblieben. Parceval schätzte, dass sie auf einen höherrangigen Offizier warteten, den sie hier abholen sollten. Er hatte während seiner Zeit in Afghanistan genug Angehörige der Bundeswehr kennengelernt, um die Dienstgrade identifizieren zu können; mehr noch: Es waren so etwas wie Respekt und kollegiale Gefühle für die Soldatinnen und Soldaten entstanden. Er beobachtete die drei mit freundlicher Neugier, trotz seines Instinkts, so schnell wie möglich seinen Platz wieder zu verlassen.

Das Café hatte Stühle und Tische auf den Bürgersteig gestellt, um Gäste in der Herbstsonne anzulocken. Die Strategie war erfolgreich, auch deshalb kam der Kellner nicht mit den Bestellungen hinterher.

Es hatte fünf Minuten gedauert, bis Parcevals Kaffee serviert wurde – in einer dickschaligen, italienischen Kaffeetasse mit dem Schriftzug des Lokals. Parceval trank seinen Kaffee schwarz, aber er war sicher, dass er, hätte er ihn mit Milchschaum bestellt, eine kleine Ver-

zierung darin vorgefunden hätte – ein Blattmuster oder ein Herz oder sonst etwas, womit ein guter Barista bewies, dass er auch in der größten Hektik seinem Berufsstolz treu blieb.

Parcevals Rastlosigkeit hatte einen Grund: Er war seit Sommer auf der Flucht und Deutschlands meistgesuchter, entflohener Strafgefangener. Es war nicht sehr schwer, unerkant zu bleiben, wenn man sich unauffällig gab, nirgendwo lange verweilte, sich auf Plätzen mit Videoüberwachung immer inmitten der Menge hielt oder eine Kopfbedeckung trug, keine Bankschalter oder Geldautomaten benutzte und für die unvermeidlichen Einkäufe nur Geschäfte betrat, bei denen er sich halbwegs sicher sein konnte, dass keine Überwachungskameras installiert waren.

Die Fahndungsplakate wiesen nur noch marginale Ähnlichkeit mit ihm auf. Die Fotos waren sechs Jahre alt, Parcevals Gesicht war härter geworden und hatte eine Narbe davongetragen, die seine rechte Braue teilte und nicht auf den Fahndungsfotos abgebildet war. Mithilfe der Identi-Kits hatten die Phantomzeichner der Polizei Parceval mit verschiedenen Haar- und Barttrachten dargestellt, wobei sie derart übertrieben hatten, dass sie eine Wiedererkennung Parcevals eher noch erschwerten.

Dennoch musste man aufpassen. Parceval konnte es sich nicht leisten, wieder geschnappt zu werden. Seinetwegen nicht – und nicht wegen der Mission, die er sich auferlegt hatte.

Parceval hatte den Kaffee in zwei Minuten getrunken. Als er die leere Tasse abstellte, hörte er von fern

das Geheue einer Autokavalkade – ein Hochzeitskorso. Er wusste, dass der Corso hier am Café vorbeikommen würde. Tatsächlich saß er nur deshalb hier. Er hatte vor zwei Tagen mit dem Fahrer des Brautwagens telefoniert. Dieser hatte ihm erklärt, dass alle Autos zwei- oder dreimal den Friedrichsplatz umkreisen würden, so sei es in Mannheim üblich. Dann ging es für die Gäste in ein exklusives Hotel in der Nähe, das Brautpaar würde mit dem Fotografen am Wasserturm posieren, und er – der Fahrer – hätte dann eine halbe Stunde Zeit, um Parcevals Fragen zu beantworten. Man konnte dabei gemeinsam um die Wasserspiele schlendern. Der unauffälligste, weil alleröffentlichste Platz in ganz Mannheim.

Der Hauptzweck des Treffens war allerdings nicht eine zwanglose Unterhaltung. Zwar hatte der Fahrer bereits erklärt, dass er nur über wenige Informationen verfügte; aber er hatte einen guten Kontakt zu jemandem, der angeblich wusste, was aus Parcevals Schwester Birgit und seiner Nichte Miray geworden war. Die beiden waren vor sechs Jahren entführt worden und seitdem spurlos verschwunden. Parceval war fest entschlossen, sie wiederzufinden. Das Treffen mit dem Fahrer sollte dazu dienen, Parceval und den Informanten zusammenzubringen.

Der Fahrer kam aus Afghanistan, genauer gesagt aus Kunduz. Parceval kannte ihn nicht persönlich, doch er hatte seine Familie gekannt, damals, vor sieben Jahren. Auch der Fahrer wusste, wer Parceval war, womit das Treffen zum Risiko wurde. Aber Parceval war sich sicher, dass der Mann ihn nicht verraten würde. Sein

älterer Bruder war einer von Parcevals Polizeischülern gewesen. Parceval erinnerte sich an ihn. Er erinnerte sich auch, wo er gelegen hatte in dem Schlachthaus, in das sich die einstige Polizeistation verwandelt hatte. Er erinnerte sich an jeden einzelnen Toten in den blutbespritzten Räumen. Von manchen der Leichen hatten sich zwei Standorte in seinem Gedächtnis eingepägt – der des Körpers und der des Kopfes.

Noch drei Minuten in diesem Countdown, von dem Parceval nichts wusste. Er rückte die Tasse auf ihrem Unterteller so zurecht, dass sie genau in der Mitte der Mulde stand. Das Hupen wurde lauter. Es war früher Samstagnachmittag, der normalerweise dichte Verkehr um den Friedrichsplatz floss spärlich dahin. Parceval dachte daran, dass er aller Voraussicht nach niemals wieder in einem Brautauto sitzen würde. Nicht als Fahrer und schon gar nicht als Bräutigam. Er war der Fahrer gewesen, als seine Schwester Birgit und sein bester Freund Saïf geheiratet hatten. Saïf war einer der Toten in der Polizeistation gewesen, und von Birgit und ihrer Tochter fehlte seit sechs Jahren jede Spur.

Eine Mitarbeiterin der Mannheimer Verkehrsüberwachung trat nun auf den Land Cruiser zu, und die Soldatin sprach mit ihr. Beide lächelten und zuckten mit den Schultern. Die Politesse nickte und zog wieder ab, ohne die Soldaten zur Weiterfahrt aufzufordern.

Zwei Minuten. Das Hupen des Konvois war jetzt so laut, dass überall Passanten stehen blieben und sich nach den Fahrzeugen umdrehten. Die meisten grinsten, ein paar schüttelten genervt die Köpfe. Parceval blickte nach unten, als er eine Berührung an seinem

Stuhl spürte. Ein höchstens zweijähriger Junge stand neben ihm und hielt sich an seinem Stuhlbein fest. Er nuckelte an einem Schnuller und starrte mit ernster Miene zu Parceval hoch. Seine Mutter saß zwei Tische weiter und tippte auf ihrem Smartphone herum. Parceval lächelte den kleinen Jungen unsicher an. Der Junge blinzelte, ohne seine ernste Miene zu verziehen.

Die Soldatin drüben telefonierte. Es war ein kurzes Telefonat. Sie steckte das Telefon weg und gab ihren Untergebenen ein knappes Zeichen. Alle drei stiegen wieder in den Toyota. Wahrscheinlich hatte der Offizier, den sie abholen sollten, Bescheid gegeben, dass sie woanders auf ihn warten sollten. Oder dass er sich verspätete. Oder dass er sie nicht mehr brauchte. Parceval kannte den Spruch, der in abgewandelter Form auch in der Bundeswehr kursierte und nichts als Resignation ausdrückte: Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.

Eine Minute. Der kleine Junge verlor das Interesse an Parceval und stapfte auf unsicheren Beinen weiter. Seine Mutter merkte nicht, dass er sich noch mehr von ihr entfernte. Parceval fragte sich, ob er sie darauf aufmerksam machen oder den Jungen aufhalten sollte. Es lief seinem Instinkt, möglichst wenig Kontakt mit der Öffentlichkeit zu haben, völlig zuwider, doch wie es aussah, steuerte der Kleine direkt auf die Straße zu. Die Friedrichstraße war eine Einbahnstraße, die dort, wo das Café lag, nur in nordwestlicher Richtung befahren werden konnte. Direkt vor dem Café verlief die Busspur – aber dennoch drohte Gefahr.

Vor allem, wenn der Konvoi vorbeifuhr, der sich von

der Augustaanlage her näherte. Die Fahrer würden abgelenkt sein und einen Zweijährigen, der zwischen parkenden Fahrzeugen heraus auf die Fahrspur lief, mit Sicherheit zu spät erkennen.

Parceval warf der unachtsamen Mutter einen Blick zu, dann stand er auf, um den Jungen aufzuhalten.

Der Konvoi bog in die Friedrichstraße ein. Die Fahrer hatten die Fenster und Autodächer geöffnet und brüllten und jubelten, die Hupen gellten ihm in den Ohren. Das Brautauto war ein Audi A8 mit nachtblauer Perl-Lackierung und riesigem Blumen-Bukett auf der Motorhaube. Die nachfolgenden Fahrzeuge waren ebenfalls große Limousinen. Hier hatten sich keine armen Leute das Ja-Wort gegeben. Er versuchte unwillkürlich, durch die getönten Scheiben den Fahrer zu erkennen, während er sich gleichzeitig zwischen den Tischen hindurchschob, dem kleinen Jungen hinterher, den das Gepolte jetzt dazu veranlasste, an Tempo zuzulegen.

Die Minute war vorüber. Die Türen des Land Cruisers öffneten sich – in dem Moment, als das Brautauto gleichauf war. Die plötzliche Bewegung veranlasste Parceval aufzublicken.

Der weibliche Hauptfeldwebel und die beiden Unteroffiziere schwangen sich aus dem Fahrzeug. Sie trugen Waffen – kompakte, schwarze Maschinenpistolen mit einem langen, nach vorn gekrümmten Magazin. Parceval kannte das Fabrikat nicht. Die Waffen mussten auf den Markt gekommen sein, als er noch im Gefängnis gesessen hatte.

Er dachte das, während er sich gleichzeitig fragte, was solche Waffen hier zu suchen hatten. Zu diesem

Zeitpunkt hatte sein Körper bereits reagiert: konditioniertes Verhalten, das auch die sechs Jahre im Knast nicht hatten ausradieren können.

Die drei Soldaten eröffneten das Feuer auf den Brautwagen. Parceval machte einen langen Schritt auf den kleinen Jungen zu und riss ihn mit sich, sodass er ihn mit seinem Körper schützte. Dann setzte er ihn dem nächstbesten Gast auf den Schoß und stieß beide mitsamt Stuhl zu Boden. Den Tisch kippte er mit einer raschen Handbewegung um, sodass die Tischplatte wie eine Schutzwand vor den beiden auf dem Gehsteig zu liegen kam. Der überraschte Gast hatte nicht einmal Zeit zu protestieren.

Dann fuhr Parceval herum, warf sich zu Boden und ging zwischen den parkenden Fahrzeugen in Deckung. Das laute metallische Schnurren der Automatikwaffen hallte über die Straße. Überall ertönten jetzt Schreckensschreie. Parceval sah mit weit aufgerissenen Augen, wie die Feuerstöße aus den Maschinenpistolen das Brautauto durchsiebten. Glassplitter von den zerschossenen Scheiben stoben auf wie eine glitzernde Wolke. Ausgestoßene Patronenhülsen wirbelten davon. Blüten, Blätter und Fetzen von der Hochzeitsdekoration bildeten einen wirbelnden Halo um den Wagen. Die Reifen platzten. Die schwere Limousine tanzte, rollte und ruckte unter den Einschlägen; außerdem musste es den Fahrer sofort getroffen haben, der Wagen hatte noch einen Satz gemacht, bevor der Motor erstarb. Eines der nachfolgenden Fahrzeuge fuhr auf und schob den Audi noch ein Stück weiter. Die Beifahrertür schwang auf.

Hinter der Einmündung der Augustaanlage war immer

noch das fröhliche Hupen des Konvois zu hören, dort hatte man von dem Überfall noch nichts mitbekommen. Hier vorn herrschte ein Chaos aus Kreischen, Schreien, den Einschlaggeräuschen der Kugeln, aufheulenden Motoren, als die dem Brautauto folgenden Fahrer versuchten, dem Kugelhagel zu entkommen, Klirren, Knallen, den Feuerstößen aus den Waffen.

Der Beschuss hörte keine Sekunde lang auf. Die drei Soldaten arbeiteten präzise wie ein eingespieltes Team. Lud einer von ihnen nach, verfügten die anderen beiden noch über Munition in den Magazinen. Wenn das Magazin leer war, klinkte der Schütze es aus und hatte ein neues aus den Beintaschen seiner Hose eingeschoben, noch während das alte über den Boden hüpfte.

Ein Mann in einem dunklen Anzug fiel aus der Beifahrertür. Er rappelte sich auf, torkelte ein paar Schritte vom Brautauto weg, drehte sich dann um und holte zu Parcevals Überraschung eine Waffe unter seinem Sakko hervor. Beidhändig zielte er auf die Soldaten. Er kam aber nicht mehr dazu, auch nur einen Schuss abzugeben. Ein Feuerstoß, der ihn in den Oberkörper traf, schleuderte ihn nach hinten. Parceval sah sein Sakko in Fetzen gehen, als die Kugeln seinen Körper durchschlugen. Rings um Parceval herum platzten Autoscheiben, und mit einem Knall explodierte das große Fenster des Cafés hinter ihm.

Der Mann mit der Waffe prallte gegen ein geparktes Auto, das direkt vor Parceval stand, und rutschte daran herunter. Die Pistole, eine Walther P99, entglitt seiner Hand und fiel auf den Boden. Parceval warf sich nach vorn und nahm sie an sich. Die Augen des Man-

nes waren offen, aber er blinzelte nicht mehr, selbst dann nicht, als ihm Glassplitter ins Gesicht regneten. Parceval holte einmal tief Luft, dann richtete er sich zwischen den Fahrzeugen auf, schob die linke Schulter nach vorn und hob die linke Hand, legte die rechte Hand mit der erbeuteten Waffe in die linke Handfläche, zielte und drückte ab.

Die Walther des toten Mannes – was war er gewesen: ein Leibwächter, der im Brautwagen auf dem Beifahrersitz mitgefahren war? – besaß einen sogenannten Anti-Stress-Abzug. Sie war zwar ständig feuerbereit, aber für den ersten Schuss musste man beträchtliche Kraft aufweisen, um den Abzug durchzudrücken. Für die weiteren Schüsse war das Abzugsgewicht geringer, dafür war der Weg weiter, um den der Abzugshebel durchgedrückt werden musste. Der Hersteller war davon ausgegangen, dass Personen, die vor Stress oder im Schock zitterten, nicht ohne Weiteres in der Lage wären, einen so gesicherten Abzug zu betätigen.

Parceval fühlte den Stress, dem jeder ausgesetzt war, der sich urplötzlich in einem Feuergefecht wiederfand. Aber er hatte jahrelang trainiert, um in solchen Situationen zu bestehen, und von Natur aus lagen ihm solche Szenarien. Er zitterte nicht. Er würde hinterher zittern, wenn alles vorbei war – und falls er überlebte. Aber niemals mitten in der Aktion.

Er feuerte zwei Schüsse ab, direkt hintereinander. Bang Bang. Die P99 hatte einen starken Rückschlag. Parceval kannte die Waffe und war darauf vorbereitet. Die erste Kugel traf den vor dem SUV stehenden Soldaten in die Brust, die zweite in den Hals. Der Ein-

schlag stieß ihn zurück und durch die offene Beifahrertür in die Fahrerkabine des Land Cruisers hinein, die Beine hingen leblos aus dem Wagen. In seinen Muskeln war schlagartig jeder Tonus erloschen. Er musste tot gewesen sein, noch bevor er auf dem Sitzpolster aufschlug. Mit einer Sekunde Verspätung hörten seine beiden Kameraden auf zu schießen und starrten schockiert auf die Stelle, an der der Schütze eben noch gestanden hatte.

Dann bewiesen sie, dass sie auch mit Gegenwehr zu rechkamen, und gingen sofort hinter dem SUV in Deckung. Sie hatten nicht überprüft, woher die Schüsse gekommen sein mochten. Parceval unterdrückte den Impuls, trotzdem zu feuern und der Regel zu gehorchen, dass man einen in Deckung gegangenen und bewaffneten Gegner dort festnagelte, indem man mit ständigem Beschuss jeglichen Angriff unterband. Doch er konnte es nicht riskieren. Mit den Schüssen auf den einen Soldaten hatte er aus einer sicheren Stellung gefeuert. Wenn er ziellos auf den SUV schoss, flogen seine Kugeln sonst wohin. Der Park jenseits des Toyotas war voller Menschen, die panisch umherliefen. Jede Menge mögliche Kollateralschäden. Parceval zog die Waffe zurück und ging zwischen den geparkten Wagen wieder in Deckung.

Das Knallen der Schüsse war verstummt. Still wurde es trotzdem nicht – Schreie, Gebrüll, lautes Weinen, Rufe nach Polizei, noch immer das Hupen derjenigen, die hinter der Einmündung standen und nicht einmal ahnten, was sich gerade hier abspielte. Als nächstes Geräusch würden Martinshörner erklingen.

Parceval erkannte, dass er sich in eine negative Situation manövriert hatte. Wenn die beiden überlebenden Schützen eins und eins zusammenzählten, musste ihnen halbwegs klar sein, von wo auf sie gefeuert worden war. Dann konnten sie ihn ihrerseits unter Feuer nehmen. Und hinter ihm lagen über- und nebeneinander die Gäste des Cafés schluchzend auf dem Gehweg in Deckung. Er wusste nicht, ob ein Querschläger bereits einen von ihnen getroffen hatte. Er wusste nur, dass seinetwegen niemand getroffen werden durfte.

Die einzige Chance bestand darin, wie ein wilder Stier aus der Deckung hervorzubrechen und auf den SUV loszurennen, in der Hoffnung, dass die beiden Schützen davon lange genug überrascht waren, um ihn an sich herankommen zu lassen. Die Kalkulationen rasten durch Parcevals Hirn – fünfzehn Meter Strecke, übersät mit Glasscherben, der zerschossene Brautwagen mitten im Weg... Die Schützen brauchten nur hinter dem Toyota hervorzukommen und konnten ihn in aller Ruhe anvisieren. Zwar würde er im Laufen zurückschießen, aber auch treffen...? Es waren fünfzehn Meter für einen Lebensmüden.

Er atmete ein wie jemand, der sich auf einen langen Tauchgang vorbereitet, und spannte die Muskeln an.

Als er Autotüren schlagen und einen Motor aufheulen hörte, sprang er aus seiner Deckung auf und sah, wie der Toyota mit qualmenden Reifen beschleunigte. Er machte eine Hundertachtzig-Grad-Drehung und raste in der Gegenrichtung davon, auf die Einmündung der Augustaanlage zu. Die Beine des toten Soldaten wurden ins Wageninnere gezogen, die Beifahrertür von innen zuge-

schlagen. Der Wagen fuhr am Rondell vor dem Parkeingang vorbei, schleuderte mit quietschenden Pneus über die betonierte Fläche vor dem Rondell, mähte zwei, drei Absperrpoller nieder, dass Teer- und Betonbrocken in die Luft flogen, schoss auf die südöstliche Fahrbahn der Augustaanlage und rührte davon.

Parceval rannte auf die Straße hin zu dem zerschossenen Brautwagen. Er nahm das Geschrei der schockierten Passanten um ihn herum wahr, aber immer noch kein Martinshorn.

Er bückte sich und spähte zur offenen Beifahrertür ins Wageninnere. Es war vollkommen ruiniert. Der Fahrer hing in seinem Gurt und besaß nur noch ein halbes Gesicht. Parceval wusste nicht, wie sein Kontaktmann aussah, aber was vom Gesicht des Fahrers übrig und nicht voller Blut war, zeigte braune Haut und blaue Bartstoppeln. Die leblos in seinem Schoß liegenden Hände waren ebenfalls braun, an einem Finger steckte ein Ring mit einem großen schwarzen Turmalin in einer silbernen Fassung. Parceval hatte ähnliche Ringe an vielen Männern in Afghanistan gesehen.

Er wollte es eigentlich nicht, aber dann spähte er doch auf die Rücksitzbank. Der Bräutigam war ein junger Mann und trug ein Oberlippenbärtchen wie die früheren Stummfilmhelden. Er lag mit offenen Augen im Schoß der Braut, weil er nicht angeschnallt gewesen war. Es war überflüssig, ihm den Puls zu fühlen, denn die Schädeldecke fehlte. Das hochgeschlossene weiße Brautkleid der Braut war vollkommen mit Blut durchtränkt. Ihr Kopf war nach vorn gesunken, sie trug einen Schleier und hatte zwei Einschusskanäle in Höhe

des Schlüsselbeins, aus deren Austrittswunden das Blut stammen musste. Allem Dafürhalten nach war sie ebenfalls tot, aber Parceval musste sich vergewissern. Er streckte die Hand aus, um den Puls zu fühlen. Überrascht hielt er inne, dann fasste er nach kurzem Zögern in den Nacken der Braut und zog ihren Kopf nach hinten, bis er ihr ins Gesicht blicken konnte.

Die Augen waren halb offen und ohne Leben. Sie trug keine Schminke, aber dafür einen bleistiftdünnen, schwarzen Bart, der ihren Kiefer, ihr Kinn und ihre Oberlippe umrahmte.

Die Braut war keine Frau. Sie war ein Mann.

Und das Sakko des Bräutigams wölbte sich über seinem Herzen in der charakteristischen Weise, in der sich Stoff wölbt, wenn er auf dem Schulterhalfter einer Pistole liegt.

Jetzt erklangen erste Martinshörer. Parceval zog den Kopf aus dem Wagen. Er sah ein paar Männer in Festtagskleidung auf den zerstörten Brautwagen zutaumeln. Das Fahrzeug, das auf den Brautwagen aufgefahren war, war ebenfalls unter Feuer genommen worden. Auch in ihm regte sich nichts. Die Männer, die heranliefen, waren aus den Wagen weiter hinten ausgestiegen.

Parcevals Fingerabdrücke waren überall auf der Walther P99, er musste sie erst einmal behalten und steckte sie ein. Dann winkte er die Männer heran und rief mit gespielter Panik: »Schnell, kommen Sie, ich glaube, da lebt noch jemand!«

2

Eine Viertelstunde später saß Parceval auf einer Bank im Mannheimer Schlosspark und rief Ksenia Orian an. Parceval selbst telefonierte mit einem billigen Mobiltelefon ohne jegliche Eigenschaften, außer dass man damit telefonieren konnte – und Fotos schießen, die selbst auf dem winzigen Bildschirm grob und verrauscht aussahen. Der Vorteil des Geräts war, dass ihm mit den Eigenschaften eines Smartphones auch alle Features fehlten, die ein Anpeilen des Telefons relativ leicht ermöglicht hätten.

Ksenia meldete sich nach ein paar Klingeltönen. »Warst du das?«, fragte sie.

»War ich was?«, fragte Parceval zurück. Von der Innenstadt her drang gedämpft das Jaulen vieler Martinshörner zu ihm herüber – Polizei, Rettungswagen, Feuerwehr. Nach der ersten kurzen Schockstarre war Mannheims Exekutive in vollem Einsatz. Es hörte sich an wie in einem Kriegsgebiet. Wie in Afghanistan, wenn eine Bombe explodiert war, nur dass das, was heute passiert war, für Mannheim eine totale Ausnahme darstellte. Bombenexplosionen in einer afghanischen Stadt waren hingegen fast schon Routine. Als Parceval vor

sechs Jahren mit dem deutschen Kontingent in Kunduz stationiert gewesen war, hatte es noch anders ausgesehen. Die Zeiten hatten sich, was Afghanistan betraf, massiv verschlechtert.

Ksenias ungeduldige Stimme holte Parceval in die Gegenwart zurück. »Die Schweinerei in Mannheim. Du bist doch in Mannheim, oder?«

»Seit heute Morgen.«

»Und?«

»Ich war es nicht. Aber ich war mittendrin, sozusagen.«

Ksenia seufzte. »Warum ist das immer so mit dir?«

»Woher weißt du eigentlich, was hier passiert ist? Es ist noch keine zwanzig Minuten her ...«

Statt einer Antwort hörte Parceval das schnelle Geklacker auf einer Computertastatur. Es war Ksenias Standard-Reaktion auf die Frage, wie sie etwas herausgefunden hatte, was nach menschlichem Ermessen noch niemand wissen konnte, der im sechshundertfünfzig Kilometer entfernten Berlin saß. Sie bedeutete, dass Ksenias Hackerkenntnisse sie mit allen aktuellen Informationen versorgten, die auf irgendeine Art in irgendeiner elektronischen Form über das Internet verbreitet wurden. »Seit du mir gesagt hast, dass du nach Mannheim willst, habe ich mich in die Kommunikation der dortigen Polizeibehörden gehackt«, erklärte Ksenia.

»Dann weißt du wahrscheinlich mehr als ich darüber, was hier vorgefallen ist.«

»Hast du etwas abbekommen?«, fragte Ksenia.

»Nein.«

»Ist jemand anderem was passiert?«

Parceval dachte an die Toten und Verletzten in den unter Beschuss geratenen Fahrzeugen. Dann dachte er an den vermeintlichen Bundeswehrsoldaten, den er erschossen hatte. Er betrachtete seine rechte Hand, die mittlerweile aufgehört hatte zu zittern. »Ja«, antwortete er. »Und mindestens einer davon hatte es verdient.«

»Bist du gesehen worden?«

»Machst du Witze? Halb Mannheim hat die Schießerei mitgekriegt!«

»Ich meine damit: Besteht die Gefahr, dass jemand dich erkannt hat?«

»Nein.«

»Na gut. Erzähl mir, was du weißt.«

Parceval schnaubte. »Ich weiß nichts, außer dass drei Wahnsinnige, die sich mit Bundeswehr-Tarnklamotten verkleidet haben, einen Hochzeitskonvoi unter Feuer genommen haben. Und dass ich einen von den Kerlen erledigt habe.« Als Ksenia schwieg, fuhr Parceval fort. »Mein Kontaktmann ist tot. Er hat das Brautauto gefahren. Sie haben ihm den halben Kopf weggeschossen.«

»Das tut mir leid, Parceval. Andererseits: Was tust du dann noch in Mannheim? Sieh zu, dass du dich so schnell wie möglich absetzt!«

»Erzähl mir erstmal, was passiert ist.«

»Ich ruf dich zurück. Ist sicherer, wenn wir die Verbindung neu aufbauen.«

Während Parceval auf Ksenias Rückruf wartete, überlegte er, wie er nun weiter vorgehen sollte. Von der Stelle aus, wo er saß, konnte er über den Rhein blicken. An einer Stelle am gegenüberliegenden Ufer zweigte ein schmaler Kanal vom Fluss ab. Wie der Kanal oder

das Viertel am gegenüberliegenden Ufer hießen, wusste Parceval nicht, er besaß nur geringe Kenntnisse über die Mannheimer Topografie. Er hatte nicht geplant, länger als einen Tag zu bleiben, und nicht gedacht, dass er sich hier würde zurechtfinden müssen. Die Ereignisse hatten diesen Plan zunichtegemacht. Er wusste schon jetzt, dass er Mannheim noch eine Weile treu sein würde. Und er wusste, was Ksenia davon hielt.

Ksenia Orian hatte mit ihm in Afghanistan gedient – damals, als Parcevals Welt noch in Ordnung war. Sie war eine Kollegin, eine Ausnahmepolizistin, geschickter und entschlossener als alle anderen Kollegen zusammen. Sie hätte mehr für Parceval sein können als nur eine Kollegin, aber er und sie hatten alle Gedanken daran als unprofessionell abgetan. Sie hatten beide daran geglaubt, dort unten Gutes bewirken zu können.

Was dabei herausgekommen war, hatte man in allen Zeitungen nachlesen können: das Massaker, das vermeintliche Taliban-Terroristen in Parcevals Polizeistation angerichtet hatten; und die blutige Vergeltung, die Parceval verübt hatte. Der Angriff auf die Polizeistation war, wie sich herausstellte, kein terroristischer Akt, sondern ein Beutezug gewesen. Die Beute: die Frauen und Töchter der Polizisten, die in der Station einen Tag der offenen Tür gefeiert hatten. Parceval hatte gewusst, dass Menschenraub immer noch als probates Mittel diente, um die heimlichen Sklavenmärkte der Welt zu beschicken. Er hatte jedoch nicht gedacht, damit einmal wirklich in Berührung zu kommen, schon gar nicht während seines Einsatzes in Afghanistan. Er war eines Besseren belehrt worden. Alles, was er noch an Familie

hatte – seine Schwester und seine Nichte –, war Opfer des Raubzugs geworden. Seinen Schwager hatten die Terroristen zusammen mit den anderen afghanischen Polizisten an Ort und Stelle massakriert. Parceval wäre es ähnlich ergangen, wenn Ksenia ihm nicht das Leben gerettet hätte.

Das Telefon summte.

»Ich sollte dir das alles gar nicht erzählen«, begann Ksenia.

»Weshalb?«

»Weil du jetzt eigentlich schon unterwegs in irgendeine Richtung sein und Mannheim vollkommen vergessen solltest.«

»Ksenia ...«

»Ja, ja. Erspar mir deine Argumente. Du bist sowieso verrückt – und ich ebenso, weil ich dir immer helfe.«

»Ich bin verrückt und dankbar für deine Hilfe.«

Ksenia machte eine Pause. Offenbar las sie etwas von ihrem Monitor ab. »Bisher sechs Tote«, sagte sie dann. »Und drei Schwerverletzte, wovon einer nicht zum Hochzeitskorso gehörte, sondern ein unbeteiligter Passant war. Wie es scheint der Kellner des Cafés, vor dem der Anschlag geschah.«

»Verdammt«, sagte Parceval betroffen. Er erinnerte sich an den Mann, der Parcevals Bestellung in sein Mobilgerät gehackt hatte. »Verdammt«, wiederholte er. Er fühlte, wie hilflose Wut in ihm hochstieg, vermischt mit Erleichterung, dass es nicht noch mehr Unbeteiligte erwischt hatte. Der kleine Junge fiel ihm ein, und seine unachtsame Mutter. Das Gefühl, das er auch während des Anschlags gehabt hatte – dass er für die Men-

schen vor dem Café verantwortlich war –, meldete sich ebenfalls. Er nahm das Telefon vom Ohr und lauschte auf das ferne Geheul der Martinshörner. Keine Veränderung. Parceval betrachtete erneut seine rechte Hand. Sie war immer noch ruhig, doch in seinem Inneren herrschte alles andere als Ruhe.

»Ist das der aktuelle Stand?«, fragte er.

Ksenia ahnte offenbar, worauf er hinauswollte. »Nicht mehr und nicht weniger. Bei dem Chaos, das jetzt in der Innenstadt herrscht, ist es ein Wunder, dass es diese Zahlen schon gibt. Sie können noch höher ausfallen.«

»Welche Kommunikationskanäle belauschst du da überhaupt?«

»Alle«, sagte Ksenia trocken.

»Na gut. Was wolltest du mir erzählen?«

»Hast du was zu schreiben?«

»Nein.«

»Dann musst du's dir merken. In Mannheim und Umgebung gibt es ein paar schwerreiche Unternehmerfamilien – Schaller, Reimann, Röchling; das sind nicht alle, und die Namen spielen auch keine Rolle. Das sind alles alteingesessene Familien, seit Generationen in der Region und über jeden Zweifel erhaben. Dann gibt es das neue Geld, das nicht zuletzt mit der Musik zusammenhängt – Naidoo zum Beispiel, der zwar in Heidelberg lebt, aber ...«

»*Söhne Mannheims*«, unterbrach Parceval sie.

»Du hast ja doch ein bisschen was von der Welt mitgekriegt im Knast.«

»Wenn man von den *Söhnen Mannheims* nichts mitgekriegt hat, muss man bereits tot sein.«

»Wie auch immer; es gibt also das alte Geld, das neue Geld – und das zweifelhafte Geld, bei dem nicht ganz klar ist, wo es herkommt und wie viel es ist. Man weiß nur mit Sicherheit, dass es da ist und dass es die besten Anwälte bezahlt, die dafür sorgen, dass es auch so bleibt.«

»Gibt es dazu auch einen Namen?«

»Die Familie Palechiaro«, antwortete Ksenia.

»Du sagst das so, als müsste ich den Namen kennen.«

»Du kennst zumindest ein paar Angehörige der Familie. Du hast vor einer halben Stunde einen der Typen umgelegt, die auf sie geschossen haben.«

»Der Autokorso war ...?«

»...die Hochzeit von Enzo Palechiaros jüngster Tochter. Dein Kontaktmann war ein Angestellter Palechiaros.«

Parceval war ein paar Momente lang still. »Palechiaro – der Name klingt italienisch«, sagte er dann.

»Sizilianisch.«

»Kann man dann annehmen, dass Palechiaros Clan zur *ehrenwerten* Familie gehört?«

»Cosa Nostra«, bestätigte Ksenia. »Nur, wenn du das laut sagst, hast du zehn Anwälte im Nacken, die dich wegen Verleumdung und übler Nachrede verklagen.«

»Gibt es Beweise dafür, dass Palechiaro in Mafia-Geschäfte verwickelt ist?«

»Natürlich nicht. Es gibt nur jede Menge Verdachtsmomente, von denen bisher keiner ausgereicht hat, ihm das Handwerk zu legen.«

»Das hast du alles in der kurzen Zeit rausbekommen, bist du mich zurückgerufen hast?«

»Das meiste wusste ich schon vorher. Wie gesagt, ich habe mich auf deinen verrückten Plan vorbereitet, in Mannheim aufzukreuzen. Die Hochzeit heute hatte ich nicht auf dem Schirm, und dass die Braut Palechiaros Tochter war ebenso wenig. Und ganz gleich, was ihr Vater auf dem Kerbholz hat – dass die junge Frau an ihrem Hochzeitstag erschossen wird, haben weder sie noch er verdient.«

»Palechiaros Tochter ist nicht tot«, sagte Parceval.

»Es gibt bereits Handyaufnahmen von dem durchsiebten Brautwagen im Netz...«

»Im Wagen saßen zwei Männer, als Braut und Bräutigam verkleidet. Der Bräutigam – ich weiß nicht, ob er es wirklich war – trug eine Waffe. Hat ihm zwar nichts genützt, aber trotzdem. Aber ich gehe eher davon aus, dass es sich um zwei Bodyguards handelte.«

»Dann sind Palechiaros Tochter und sein Schwiegersohn...«

»...wahrscheinlich in einem anderen Wagen weit hinten im Konvoi mitgefahren. Palechiaro war auf einen Anschlag vorbereitet. Er muss Feinde haben, die nicht in der Polizei und der Staatsanwaltschaft zu finden sind.«

»Schau an. Hut ab vor dem alten Don. Wirst du es dir vor diesem Hintergrund nochmal überlegen?«

»Was überlegen?«

»In Mannheim zu bleiben und zu versuchen, an den eigentlichen Informanten heranzukommen? Dein Kontaktmann hat ja immerhin nicht für einen unschuldigen Unternehmer, sondern für einen Mafia-Boss gearbeitet.«

»Fragst du, weil du davon ausgehst, dass der andere Afghane auch für Palechiaro arbeitet?«

»Ich frage das, weil ich weiß, dass du manchmal unzurechnungsfähig bist.«

»Ksenia – Palechiaros Fahrer hat mir versprochen, dass sein Landsmann Informationen über das Schicksal der damals Entführten hätte. Glaubst du wirklich, ich lasse mich davon abschrecken, dass die beiden Afghanen für einen Mafioso arbeiten? Oder gearbeitet haben?«

»Du lässt dich von überhaupt nichts von deinen Plänen abbringen, schon gar nicht von der Vernunft.«

»Gibt es noch etwas, das ich wissen müsste? Über Enzo Palechiaro und seinen Clan?«

»Die Cosa Nostra und damit der Palechiaro-Clan beherrschen die Mannheimer Unterwelt – bis vor Kurzem unangefochten. In den Neunzigern sah es allerdings so aus, als würde sich die Mafia intern aufreiben, weil sich die Cosa Nostra mit einer Splittergruppe namens Stidda bekämpfte. Dieser Bandenkrieg führte auch in Mannheim zu ein paar spektakulären Morden. Aber das ist Vergangenheit.«

»Wer macht den Palechiaros dann jetzt das Revier streitig?«

»Die Libanesen oder, besser gesagt, ehemalige kurdische Auswanderer aus Anatolien, die im Libanon eine neue Heimat suchten und während des Krieges in den Achtzigern von dort vertrieben wurden. Sie leben in großen Familienclans; einige davon sind schwer kriminell, wie die Familien Al-Zein, Remmo, Omeirat ...«

»Ich kenne die Namen aus dem Knast.«

»Weil die fast alle in Berlin sitzen. Der Weihnachtsüberfall 2014 aufs KaDeWe? Das waren die, genauso wie der Überfall 2010 auf das Pokerturnier in Berlin ...«

»Und diese Clans wollen sich nun in Mannheim ins Geschäft drängen?«

»Nur einer: der Rizla-Clan. Deren Standort ist Heilbronn. Das Oberhaupt heißt Revan Rizla. Als ich vorhin sagte, die Cosa Nostra beherrscht die Mannheimer Unterwelt, meinte ich damit hauptsächlich Waffenhandel, Schutzgelderpressung und Immobilienbetrug. Die Libanesen machen das Geschäft, das den Italienern zu schmutzig ist: Drogen, Prostitution, Menschenhandel.«

»Denkt irgendjemand, der Anschlag auf die Hochzeit geht auf das Konto von Revan Rizla?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass Enzo Palechiaro das vermutet, aber was die Polizei denkt – keine Ahnung. Dafür ist es auch noch zu früh, die kämpft noch mit dem Chaos in Mannheim ... Oh Mann, es gibt noch einen weiteren Toten und zwei zusätzliche Schwerverletzte, und die Polizei hat bereits das Auto der Schützen gefunden ... Respekt.«

»Nur das Auto?«

»Offensichtlich. Die hatten ein ...«

»...zweites Fluchtfahrzeug. Der Land Cruiser, mit dem sie zum Anschlagort gefahren sind, war vermutlich gestohlen. Und mit gefälschten Bundeswehr-Kennzeichen versehen. Die Attentäter waren zwei Männer und eine Frau, wie gesagt, verkleidet in Bundeswehr-Uniformen.«

»Das mit den Uniformen weiß die Polizei auch – Augenzeugenberichte. Dass einer der Schützen eine Frau

war, ist allerdings aus der bisherigen Kommunikation nicht ersichtlich...« Da Parceval schwieg, fuhr Ksenia fort. »Du denkst doch nicht im Traum daran, oder?«

»Woran denke ich denn?«

»Deine Informationen der Polizei zur Verfügung zu stellen, um die Fahndung nach den Attentätern voranzubringen. Du bist kein Polizist mehr, Parceval. Hat man dir das nicht oft genug gesagt? Wenn du auf irgendeinem Polizeirevier aufkreuzt, nimmt man dich sofort fest.«

»Ich könnte einen anonymen Tipp abgeben...«

»Wie willst du die Information so untermauern, dass man dir glaubt? »Guten Tag, ich bin der Typ, der einen der Attentäter abgeknallt hat. Wollen Sie wissen, wie die anderen beiden aussahen?«

»Ksenia, wir sind auch immer wieder anonymen Tipps nachgegangen.«

»Ja, in Afghanistan. Weil es da nur anonyme Tipps gab. Hast du eine Vorstellung, warum die Attentäter sich ausgerechnet als Bundeswehrsoldaten verkleidet haben?«

»Vielleicht, um eine falsche Fährte zu legen und die Ermittler in der Anfangsphase zu verwirren? Vielleicht, weil eine Uniform ihren Träger so anonym macht, dass die Augenzeugen sich an kein Gesicht erinnern können? Vielleicht ist es eine Botschaft an Enzio Palechiaro, die wir nicht verstehen?«

»Vielleicht ist es ja auch eine Botschaft an alle – dich eingeschlossen –, sich rauszuhalten.«

»Ich muss an den zweiten Informanten rankommen.«

»Herrgott, Parceval...« Ksenias uncharakteristischer

Ausbruch dauerte nur zwei Sekunden, dann hatte sie sich wieder unter Kontrolle. »Was soll's. Du tust eh, was du willst.«

Parceval grinste. »Und du würdest es an meiner Stelle nicht anders machen.«

»Was brauchst du?«

»Eine Bleibe... und eine gute Idee, wie ich Enzoio Palechiaro dazu bringen kann, mich in seine Dienste zu nehmen.«

»Nach dem heutigen Anschlag muss er zumindest Personal aufstocken«, meinte Ksenia trocken. »Bewerbungen würden also wahrscheinlich nicht gleich abgelehnt. Also pass auf – ich suche dir eine Unterkunft und melde mich dann wieder. Behalt das Handy so lange noch.«

»Danke, dass du mir hilfst.«

»Ich kann dich nicht von deinem Plan abbringen?«

»Nein.«

»Kennst du den Spruch: Für Dummheit gibt es keine Kur, außer den Tod?«

»Ist das eine Weisheit aus deiner Heimat?«

»Wir Russen haben nur traurige Weisheiten. Es ist ein Filmzitat.«

»Eines Tages schauen wir diesen Film gemeinsam an.«

»Ja«, sagte Ksenia. »Und der Osterhase und der Weihnachtsmann begleiten uns.«

3

Nach dem Gespräch mit Ksenia blieb Parceval auf der Parkbank sitzen. Er vergewisserte sich, dass er allein war; dann nahm er die erbeutete Walther P99 aus der Jacke und zerlegte sie mit schnellen Griffen. Die P99 diente als klassische Polizeiwaffe – mehrere Bundesländer in Deutschland sowie andere europäische Staaten benutzten sie. Die Pistole war abgegriffen, aber gut erhalten. Sie war vermutlich durch mehrere Hände gegangen, bis ihr letzter Benutzer sie erhalten hatte. Parceval verstaute die Einzelteile in seinen Taschen und spazierte dann ein-, zweihundert Meter flussaufwärts, wobei er nach und nach die Einzelteile in den Fluss warf. Schließlich wanderte er am Schloss vorbei und kehrte wieder zurück in die Innenstadt.

Es beunruhigte ihn, wie sehr er auf Ksenia Orian angewiesen war, auch wenn er sich sagte, dass daran eigentlich nichts Beunruhigendes sein sollte; in Afghanistan hatte er es als ganz natürlich empfunden, dass sie beide perfekt zusammengearbeitet hatten. Doch das hatte damals auch für andere Kollegen gegolten. Sie hatten zusammengehalten und sich gegenseitig den Rücken freigehalten – bis zu dem Zeitpunkt, an dem

Parceval erschöpft und mit irrem Blick aus den Bergen zurückgekehrt war und sich von seinen Kollegen ohne Widerstand verhaften ließ. In den Bergen zurückgelassen hatte er dreizehn tote Männer, die er eigenhändig erschossen hatte, wofür ihn die Kollegen allerdings nicht verhafteten – von diesen Toten hatten sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts gewusst. Sie hatten ihn verhaftet, weil er zwei bereits gefangen genommene Kämpfer in der Polizeistation erschossen hatte, nachdem er gesehen hatte, was sie und ihre Kumpane den afghanischen Polizeischülern und ihren Söhnen angetan hatten.

Er hatte gedacht, das Richtige zu tun, indem er die Attentäter in die Berge verfolgt hatte. Er hatte gehofft, die Entführten auf diese Weise befreien zu können. Wen er töten musste, um dieses Ziel zu erreichen, darüber hatte er sich keine Gedanken gemacht; er war zu diesem Zeitpunkt lange genug in Afghanistan, um zu wissen, dass unter den Kämpfern, die sich mal als Taliban, mal als Straßenräuber, mal als Entführer und fast immer als Drogen- und Waffenschmuggler betätigten, keiner ohne Blut an den Händen war.

Dennoch beging er einen Fehler, er tötete die falschen Männer. Strohmänner. Diejenigen, die ihn hatten aufhalten sollen, damit die eigentlichen Drahtzieher der Entführung mit ihrer Beute davonkommen konnten. Er wusste bis heute nicht, ob es stimmte, was er diesen Sommer in Berlin erfahren hatte: dass er nur zweihundert Meter von dem Versteck der Frauen und Mädchen entfernt war, die er hätte befreien können, wenn er sich nicht das Gefecht mit den Kämpfern geliefert hätte. Es

machte Parceval schier wahnsinnig, an diese Möglichkeit auch nur zu denken. Fünfzehn tote Männer. Man hatte ihn dafür lebenslänglich weggesperrt. Ja, es war ein Fehler gewesen, was er getan hatte.

Er hätte stattdessen ruhig bleiben und die Männer, die ihm aufgelauert hatten, umgehen sollen. Und dann die eigentlichen Schweinehunde erschießen, die ein Dutzend Frauen und Mädchen in die Sklaverei verkauft hatten.

Aus Richtung des Friedrichsplatzes drangen immer noch Geräusche, die nahelegten, dass Mannheim sich im Kriegszustand befand. Mittlerweile kreisten zwei blau-weiße Polizeihubschrauber über der Stadt. Passanten standen in Gruppen herum und diskutierten – entweder erregt oder besorgt. Die Gassen der Innenstadt wirkten deutlich leerer als noch heute Vormittag.

Das Telefon in Parcevals Tasche vibrierte.

»Ich hab eine Adresse für dich«, begann Ksenia ohne Umschweife. Sie nannte ihm eine Hausnummer in der Werftstraße.

Parceval erinnerte sich, wie Ksenia auf die Unterkunft gekommen war, die sie ihm in Berlin vermittelt hatte. »Was ist diesmal mit dem eigentlichen Wohnungsbesitzer? Urlaub, Krankenhaus oder Knast?«

»Die Wohnung steht seit 'ner Ewigkeit leer. Dort findet dich kein Mensch. Ist vielleicht nicht so ganz gemütlich, aber du bist ja hart im Nehmen.«

»Wie hast du die Wohnung gefunden, wenn sie schon so lange leer steht? Über Immobilienscout bestimmt nicht.«

»Der Hauseigentümer hat kein Interesse daran, sie zu

vermieten. Das gesamte Gebäude steht leer und verfällt. Die Stadtverwaltung versucht seit Jahren, ihn zu Sanierungsmaßnahmen zu zwingen.«

»Und weil das Haus dadurch gerichtskundig ist, hast du es gefunden.«

Als Antwort ertönte wieder das Klackern der PC-Tastatur.

»Na gut. Wie komm ich rein?«

»Seit wann hindert dich eine verschlossene Tür?«

»Wo finde ich die Werftstraße?«

»Frag einfach nach der Pop-Akademie, die kennt in Mannheim jedes Kind. Die Werftstraße läuft direkt darauf zu. Und jetzt nimm den Akku und die SIM-Karte aus dem Handy, und setz erst wieder alles ein, wenn du mich anrufen willst.«

4

Das Mannheimer Polizeipräsidium wurde von einer Frau geleitet: Karin Feldmann. Sie war klein und dünn und trug eine randlose Brille und ein beständiges nervös wirkendes Lächeln, das vollkommen über ihre wahre Natur hinwegtäuschte. Sie war die erste weibliche Polizeipräsidentin Baden-Württembergs und hatte sich aus dem gehobenen Polizeidienst in diese Stellung emporgearbeitet. Ihre Mitarbeiter hatten ihr den Spitznamen Joker verpasst – nach der Figur in den BATMAN-Comics, die wie Feldmann stets lächelte und vor nichts zurückschreckte, um ihre Ziele zu erreichen. Der Unterschied zwischen dem Joker und Karin Feldmann war der, dass die Ziele des Jokers kriminell waren. Es gab allerdings nicht wenige im Polizeipräsidium Mannheim, die der Meinung waren, dass Karin Feldmann auch eine hervorragende Mafia-Patin abgegeben hätte.

Abgesehen von den Gestalten, die es in jeder hierarchischen Struktur gab und die Loyalität nur vortäuschten, um heimlich am Stuhl eines Vorgesetzten zu sägen, standen die Angestellten und Beamten der Mannheimer Polizei mit voller Überzeugung hinter ihrer Chefin.

Der Anschlag auf den Hochzeitskonvoi war gegen

drei Uhr nachmittags verübt worden, nun war es 17 Uhr. In einem der Konferenzräume des Polizeipräsidiums wurde bereits eine Pressekonferenz vorbereitet. Die Lage auf dem Friedrichsplatz war unter Kontrolle, der Tatort großräumig abgesichert und alle Geschäfte im näheren Umkreis geschlossen. Eine Umleitung für die Autofahrer war ausgeschildert, die Verletzten im Krankenhaus und die Toten in der Pathologie im Uniklinikum Mannheim. Ein paar von den Teilnehmern des Hochzeitskonvois befanden sich in Untersuchungshaft, nachdem sie am Tatort randaliert hatten oder mit Waffen angetroffen worden waren, für die sie zunächst keinen Waffenschein vorweisen konnten.

»Sonst noch was?«, fragte Karin Feldmann. Sie war die Liste zusammen mit ihren Abteilungsleitern durchgegangen. In ihrem Büro drängten sich über ein halbes Dutzend Leute: die Leiter der Stabsstelle Öffentlichkeit und der Verkehrspolizeidirektion, eine Mitarbeiterin des Social Media Teams, die Direktoren der Kriminalinspektionen 1, 4, 6 und 7 – Kapitaldelikte, Organisierte Kriminalität, Politisch motivierte Kriminalität und Ermittlungsunterstützung – und Karin Feldmanns Sekretärin.

»Die Leute vom Palechiaro-Clan, mit denen wir gesprochen haben, sind übereinstimmend der Meinung, dass der Anschlag von Revan Rizla ausging«, erklärte der Direktor der Kriminalinspektion 4.

»Ist irgendwer *nicht* dieser Meinung?«, fragte Karin Feldmann sarkastisch.

»Palechiaro hat viele Feinde, aber das sind alles kleine Fische, die so ein Ding niemals hätten durchziehen können.«

»Irgendein halbseidener Immobilienhai, den Palechiaro ausgebootet hat?«

»Das würden wir wissen«, sagte der Leiter der Kriminalinspektion 4.

»Ein Waffenschmuggler, der mit Palechiaro über Kreuz geraten ist?«

»In so großem Umfang dealt Palechiaro nicht.«

»Oder wir wissen nichts darüber.«

Der Leiter der Kriminalinspektion 4 zuckte mit den Schultern. »*Wissen*«, betonte er langsam, »tun wir ohnehin überhaupt nichts. Wir ahnen nur.«

»Kann es was Politisches sein?«

»Mit welchem Hintergrund?«, fragte der Leiter der Kriminalinspektion 6. »Fremdenfeindlich? Palechiaro ist deutscher Staatsbürger, abgesehen davon nehmen selbst die Wirrköpfe von der AfD einen Italiener nicht als Fremden wahr.«

»Reichsbürger? Die sind in der Regel bis an die Zähne bewaffnet – und die Uniformen würden zu denen passen. Gut vernetzt sind sie auch.«

»Dann hätten sie wohl eher Wehrmachtsuniformen getragen. Außerdem richten sich die Drohungen der Reichsbürger hauptsächlich gegen die Repräsentanten des Staates. Aber ich habe schon Order gegeben, den bekannten Reichsheinis auf den Zahn zu fühlen.«

»Also bleibt Revan Rizla...«

»Gegen den«, brummte der Leiter der Kriminalinspektion 4, »es wie üblich keine handfesten Anhaltspunkte geben wird – und sollte sich doch wider Erwarten ein Zeuge finden, wird er spätestens bei der Gerichtsverhandlung umkippen.«

»Man kann es den Leuten nicht mal verdenken«, mischte sich der Leiter der Kriminalinspektion 1 ein. »Wer erinnert sich an das einzige Mal, als jemand gegen Rizla aussagen wollte?«

»Der Typ, dessen Frau vor der Verhandlung im Krankenhaus mit zertrümmerten Hand- und Ellenbogengelenken landete?«

»Was bei einem Fahrradunfall passiert sein soll...«, sagte der Leiter der Kriminalinspektion 7 verächtlich.

»Ich bin überzeugt, Rizla hat dem Zeugen erklärt, dass er sich auch die Knie- und Fußgelenke der Frau vornimmt, wenn er aussagt.«

»Lieber Gott, was sind das für Menschen?«, flüsterte die Kollegin aus dem Social-Media-Team.

»Die leben nach der Prämisse: Wenn du zu schwach bist, dich zu wehren, schaden wir dir. Und da die Typen alle zusammenhalten, betrachten sie jeden als zu schwach. Die Polizei eingerechnet.«

»Na gut«, sagte Karin Feldmann. »Wir kommen nicht weiter, wenn wir über die Dinge reden, die wir ohnehin alle wissen. Was ist mit den Aussagen, nach denen ein Passant in den Überfall eingegriffen und einen der Angreifer erschossen haben soll?«

»Wenn wir die Leiche des angeblich erschossenen Angreifers hätten, könnten wir eine ballistische Untersuchung anstellen – gesetzt den Fall, dass das Projektil noch in seinem Körper steckt. Dann könnten wir einen Vergleich mit den Waffen anstellen, die wir bei den Palechiaro-Leuten gefunden haben, und herausfinden, ob den Schuss nicht doch einer von ihnen abgegeben hat und nicht ein unbekannter Passant. Es lässt sich

aber jetzt ohnehin schon sagen, dass aus den Waffen, die wir bei den Palechiaros sicherstellen konnten, nicht geschossen wurde.« Der Leiter der Kriminalinspektion 7 räusperte sich. »Wir haben allerdings eine männliche Leiche aus dem Palechiaro-Umfeld, bei der sich ein Pistolenhalfter fand, aber nicht die dazugehörige Waffe. Er ist bereits als einer der Leibwächter des Clans identifiziert und besaß einen Waffenschein.«

Karin Feldmann wandte sich ab, klickte auf ihrem Bildschirm die Transkripte der bisher aufgenommenen Zeugenaussagen an und überflog die Schilderungen zu dem unbekanntem Schützen. Sie waren nicht sehr hilfreich.

»Es könnte also mindestens zwei Szenarien geben«, sagte sie. »Der unbekanntem Schütze – wenn es ihn überhaupt gibt – ist ein Angehöriger der Palechiaros, der abgehauen ist, weil er einen der Angreifer erschossen hat; oder er ist ein Unbeteiligter, der sich die Waffe des toten Leibwächters gegriffen und ein bisschen John Wick gespielt hat.«

»Und alle anderen Szenarien dazwischen«, sagte der Leiter der Kriminalinspektion 7 trocken.

»Wenn wir vom zweiten Szenario ausgehen: Warum sollte jemand so etwas tun? Und warum war der Kerl überhaupt vor Ort? Hat er auf den Konvoi gewartet? War er so was wie ein Außenposten Palechiaros, um den Konvoi zusätzlich abzusichern? Oder war er ein Passant, der sich dachte: Heißa, da mach ich doch mit und ballere fröhlich mit in der Gegend herum?«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte der Leiter der Kriminalinspektion 1.

»Wir arbeiten in zwei Richtungen: Wir versuchen auf Teufel komm raus, Rizla was anzuhängen; und wir fahnden auf Hochdruck nach dem unbekanntem Schützen.«

»Öffentlich?«

»Wo denken Sie hin? Damit jeder selbsternannte Blockwart seinen Nachbarn anzeigt, weil der zur Zeit des Anschlags nicht zu Hause gewesen ist?«

»Womöglich hat das Eingreifen des unbekanntem Schützen ein noch größeres Blutbad verhindert«, warf der Leiter der Kriminalinspektion 1 ein. »Soweit es sich aus den Zeugenaussagen zusammenreimen lässt, haben die Angreifer nach den Schüssen auf ihren Kumpan das Weite gesucht.«

»Schlagen Sie vor, dass wir ihm einen Orden verleihen, wenn wir ihn geschnappt haben?«

»Was machen wir bezüglich Revan Rizla und Enzo Palechiaro?«, fragte der Leiter der Kriminalinspektion 4.

»Für morgen früh vorladen. Bestimmen Sie den Termin. Ich nehme mir auf jeden Fall Zeit.«

Der Leiter der Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit fischte sein summendes Handy aus der Tasche und meldete sich leise. Dann hob er die Hand und sagte laut in den Raum: »Die Pressevertreter sind jetzt vollzählig versammelt.«

Karin Feldmann nickte. Sie stand auf. »Gut. Sie und ich sowie die Kollegin von Social Media beantworten alle Fragen. Für alle anderen gilt – überlassen Sie bitte uns das Reden. Wenn jemand Sie anspricht, wenden Sie sich einfach an uns. Alles klar?«

Die junge Frau vom Social Media Team musste schlucken, doch Karin Feldmann lächelte ihr zu. »Sie be-

antworten nur Fragen bezüglich der Darstellung des Vorfalls in unseren sozialen Medien – wie oft, in welchem Medium, mit welchem Bildmaterial und so weiter. Alle inhaltlichen Aussagen nehmen die Stabsstelle für Öffentlichkeitsarbeit und ich vor.«

»Und was ist der Inhalt unserer Aussagen?«, wollte der Leiter der Stabsstelle für Öffentlichkeitsarbeit wissen.

»Dass wir die Lage unter Kontrolle haben, dass es erste Anhaltspunkte für die Täter gibt, dass unser Mitgefühl den Angehörigen der Opfer und Enzio Palechiaro gilt, dass seine Tochter und sein Schwiegersohn wie durch ein Wunder nicht verletzt wurden und dass wir den Fall in Kürze aufgeklärt haben werden.«

»Fragen zu Revan Rizla?«

»Beantworten wir nicht.«

»Fragen zum unbekanntem Schützen?«

»Dabei handelt es sich unseren Kenntnissen nach um eine Fehlinformation.«

»Also mauern wir«, sagte der Leiter der Öffentlichkeitsarbeit.

»Nein«, sagte Karin Feldmann. »Wir sorgen dafür, dass die Kollegen hier unbehelligt ihrer Arbeit nachgehen können. Haben wir bereits eine Personalie für den Leiter der Soko?«

Die Sekretärin hielt einen Zettel hoch, während der Leiter der Kriminalinspektion 7, der die blitzartige Zusammenstellung der Soko organisiert hatte, nickte.

»Gut. Ist ihm klar, dass er nur der Frontmann ist? Die eigentliche Leitung der Soko habe ich.«

»Ist ihm klar.«

